

Bettina Bannasch
Anrufungen oder
Was macht das Telefon im Buch?

Dem gewöhnlichen Sterblichen – für den sich der mit Literatur befaßte Schöngest, zumindest in gewissen Notfällen, zu halten bereit ist – sind alle technischen Apparaturen gleich. Sie gehören jener Gattung an, der mit der Bezeichnung ›Wunder der Technik‹ hinreichend Tribut gezollt ist, so daß im profanen Alltagsgeschehen ihre Dienstleistung um so unbefangener in Anspruch genommen werden kann. Das gilt auch für das Telefon. Wie die vielen anderen Maschinen übersteigt es, wo nicht immer das geistige Fassungsvermögen des Menschen, so in jedem Fall sein Leistungsvermögen. Doch besetzt das Telefon in den Regionen des Technisch-Wunderbaren einen ganz besonderen Platz. Denn es ist mehr als nur Hilfsmittel und Medium: Die grundlegenden Orientierungskategorien von Ort und Zeit werden durch das Telefon in Frage gestellt. Das Telefon entbindet die Sprechenden von der Notwendigkeit der gemeinsamen Anwesenheit an einem Ort. Und es ruft ihnen zugleich, nachdrücklicher als je zuvor, die Flüchtigkeit des gesprochenen Wortes in Erinnerung. Das Telefon eröffnet der zwischenmenschlichen Kommunikation einen Raum, der kein Gespräch von Angesicht zu Angesicht mehr erfordert und die dennoch eine Verständigung ist, die im Unterschied zur schriftlichen Mitteilung ›jetzt‹ stattfindet. Das Augenblickhafte des gesprochenen Wortes, Gegenentwurf zu der auf Dauer angelegten Literatur, gelangt im Telefongespräch zu seiner reinsten Erscheinungsform. An der anfänglichen Faszination für das Telefon, ausgelöst durch den je anderen Ort, an dem sich Gesprächsteilnehmer befinden, die doch ›jetzt‹ miteinander sprechen, muß die Literatur daher ein eigenstes Interesse haben.

Mit der zunehmenden Gewöhnung an das Telefon verflüchtigt sich das einstige Staunen über die ›wunderbare Maschine‹, die ein neues Verhältnis zu Ort und Zeit zu schaffen schien. Zugleich aber, so zeigt es sich bald, ergeben sich aus dem alltäglichen Umgang mit dem Telefon neue Probleme. Sie bleiben, wenn auch auf eine ganz andere Weise, an die Frage von Ort und Zeit gebunden.

Denn die Praxis des Telefonierens erweist, daß das Telefon in der Regel nur *einen* Gesprächsteilnehmer vom Ort befreit, den anderen dafür aber um so verbindlicher an einen Ort – den Standort des Telefons – bannt. Zwar stellt das Telefongespräch damit kein grundlegend neues Verhältnis zum Ort, keine wesentlich neue Zeitempfindung (mehr) her. Doch schärft es den Blick für die Beziehungsstruktur, die zwischen den Telefonierenden herrscht. Denn immer ist es der unterlegene Gesprächsteilnehmer, der am Standort des Telefons ausharrt, stets ist er es, der seine Zeit mit Warten zubringt. Unabdingbar gehört daher nun zum Telefonieren in der Literatur das Warten auf den Anruf. Nicht mehr die wunderbaren Fähigkeiten des Telefonapparats, sondern nur mehr die Art und Weise des Telefonierens ist nun noch von Interesse für die Literatur. Das beschriebene Telefonat wird zum Indikator für die (hierarchischen) Strukturen in dem Beziehungsgeflecht der handelnden Personen.

Doch auch dieser Umgang mit dem Telefon ist inzwischen fast schon wieder Geschichte geworden. Es scheint lange her zu sein, daß der Nachweis von unaufschiebbaren telefonischen Kontakten die Möglichkeit eröffnete, den sozialen wie beruflichen Marktwert der eigenen Person sinnfällig demonstrieren zu können. Im Zeitalter des tragbaren Telefons und der elektronischen Post hat sich das machtbewußte Verhalten von einst zu der hilflosen Geste jener gewandelt, welche die eigene Person als »interessante Persönlichkeit« einer wenig interessierten Öffentlichkeit vorstellen möchten. Mit Hilfe des Mobiltelefons auf dieselbe Art und Weise Hierarchien markieren zu wollen wie einst mit dem an einen Ort gebundenen Telefon erscheint heute nur mehr heillos antiquiert – enervierend oder rührend, je nachdem. Zeitgemäße Kommunikation zeichnet sich nun durch die Beweglichkeit und Erreichbarkeit *aller* Gesprächsteilnehmer aus. Mobiltelefone erlösen die Wartenden vom Ort. Und elektronische Post ermöglicht eine augenblickliche Kommunikation, ohne das Pathos des Augenblicks gleich mitzuliefern.¹ Das alte, an einen Standort

1 Allein im Bereich der Telefonerotik wird das Telefongespräch noch von seiner alten, nicht selten zum Konsumgut verkommenen Aura zehren können; dort ist das Wegfallen des Sichtkontakts ebenso wie die Unterwerfung der Ortsgebundenen unter den frei Beweglichen zentraler Bestandteil einer erotischen Situation, die – wie jede Form von Erotik – wohl auf »den Augenblick« angewiesen bleiben wird. Aus diesem Umstand bezieht eine der bekanntesten literarischen Telefon-

fixierte Telefon hat, wo nicht als hilfreiches Medium, so doch als »wunderbare Maschine« seine außerordentliche Bedeutsamkeit im Alltag und damit auch für die literarische Gestaltung verloren – und mit ihm in die Bedeutungslosigkeit versunken ist der Akt des Telefonierens als Warten auf »den Anruf«².

Nicht so das Telefonat. Als literarische Form hebt es die einstige Faszination der Literatur für das Telefon und für den Akt des Telefonierens in sich auf. Dieser Weg, den das literarische Interesse am Telefon nimmt – ausgehend vom Telefon (I) über das Telefonieren (II) zum Telefonat (III) –, soll im folgenden nachgegangen werden. Er führt, soviel sei hier bereits vorausgeschickt, zu einer genuin literarischen Form: zur gebetsförmigen Rede des monologischen Dialogs. Denn eindrücklicher, als es im Film oder auf der Bühne je möglich wäre – wo stets das sichtbare Telefon-Requisit einen »tatsächlichen« Gesprächspartner behauptet und in Erinnerung hält³ – erinnern die (auf)geschriebenen Anrufungen der Telefonierenden an den sakralen Charakter, der dem Telefonapparat einst von und in der Literatur zugesprochen wurde.

geschichten, Dieter Wellershoffs *Die Sirene* (1980), ihr Handlungsgerüst. Die Liebesgeschichte, die sich in dieser Novelle zwischen einem verheirateten Professor der Erziehungswissenschaften und einer alleinstehenden, am Telefon ständig verfügbaren Frau entspinnt, scheidet schließlich daran, daß die Gesprächspartnerin die vom Mann zunehmend dringlicher gewünschte tatsächliche Begegnung konsequenterweise verweigert.

- 2 Zwar wird auch in den Zeiten des Handys noch auf »den Anruf« gewartet werden. Doch als Bild, dessen sich die Literatur bedienen könnte, um »das Warten« darzustellen, verliert das Telefon – im Unterschied zur persönlichen Begegnung etwa – in dem Moment seine Bedeutung, in dem es die Wartenden nicht mehr auf die Anwesenheit an einem einzigen Ort verpflichtet.
- 3 Theater und Film profitieren daher unter einem weniger grundsätzlichen Aspekt von den Möglichkeiten, die das Telefon für die schauspielerische Arbeit eröffnet. So faßt Helmut Gold zusammen: »Für alle Arten von Doppelbödigkeit ist das Telefon das ideale Darstellungsmedium, weil man das gesprochene Wort mit der Gebärde des Sprechenden kontrastieren kann, um dessen Intention offenzulegen. Die Lüge am Telefon ist geradezu klassisch [...].« Ders.: »Gestörte Verbindung – guter Draht. Vom Einzug des Telefons in die Literatur«, in: Jörg Becker (Hrg.): *Telefonieren*, Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge, Nr. 24, Marburg 1989, S. 105-112.

Seit seinem ersten literarisch aufsehenerregenden Auftritt, in Marcel Prousts Roman *Jean Santeuil*, gehört das Telefon nicht nur wegen seiner Eigenschaft als »wunderbare Maschine« dem Bereich des Sakralen zu. Es ist durch eine Eigenschaft ausgezeichnet, die es ganz von selbst in die Nähe des Göttlichen rückt. Jean Santeuil, Vorgänger des vielleicht berühmtesten telefonierenden Protagonisten, des jungen Marcel in Prousts *Suche nach der verlorenen Zeit*, und wie dieser ein Fernsprechteilnehmer der ersten Stunde, erlebt ein Telefonat mit seiner Mutter folgendermaßen:

»Ihm ist, als spräche sie zum ersten Mal zu ihm, als fände er sie nach dem Tode im Paradies wieder. Denn zum ersten Mal vernimmt er wirklich die Stimme seiner Mutter. Immer hat er zugehört, wenn sie etwas sagte, nie aber ist er ihrer Stimme gewahr geworden, nicht mehr, als er etwa seine eigene Stimme bemerkt.«⁴

Die besondere Faszination, die von Anfang an vom Telefon für die Autoren ausgeht und die es vor allen anderen Apparaten auszeichnet, erklärt sich durch seine spezifische Fähigkeit, die Trennung von Stimme und Körper zu vollziehen. Es kann uns die Vorahnung der späteren Trennung von Seele und Körper vermitteln, die uns im Jenseits erwartet. Und so läßt Proust vor den hörenden Ohren Jean Santeuils im Telefonat das Paradies entstehen. Doch schon in der neun Jahre später begonnenen *Suche nach der verlorenen Zeit* ist dieser Vorahnung nichts mehr von ihrem ursprünglich so verheißungsvollen Glanz geblieben. Nicht mehr »nach oben« ins christliche Paradies, sondern »nach unten« in die heidnischen Gefilde verweist nun das Erlebnis des Telefonierens. In jener Szene, in der Proust den Erzähler Marcel mit dessen Großmutter telefonieren läßt, führt er uns zugleich den Verlust eben dieses sakralen Charakters vor, den das Telefon in der Zwischenzeit erfahren hat. Die Telefonistinnen, in der *Suche nach der verlorenen Zeit* zunächst noch mit den klugen Jungfrauen der biblischen Geschichte verglichen, werden bereits einen Halbsatz später zu nur mehr gesichtslosen Schutzengeln auf dem dunklen Weg in die Unterwelt. Der telefonierende Marcel erlebt sie als

4 Proust, Marcel: *Jean Santeuil*, a. d. Frz. v. Eva Rechel-Mertens, revidiert u. erg. v. Luzius Keller, 2 Bde., Frankfurt/Main 1992, Bd. 1, S. 275.

»jene Allmächtigen, die bewirken, daß Abwesende plötzlich neben uns stehen, freilich, ohne daß wir sie sehen dürfen; die Danaiden des nicht zu Erschauenden, die die Urnen des Klanges unaufhörlich leeren, füllen, einander reichen; die ironischen Furien, die in dem Augenblick, da wir einer Freundin ein Geheimnis zuflüstern, in der Hoffnung, daß niemand uns erlauscht, uns grausam ihr »Hier Amt« entgegenhalten; die ewig gereizten Dienerinnen des Mysteriums, die so leicht gekränkten Priesterinnen des Unsichtbaren, die Fräuleins vom Amt!«⁵

Die Besonderheit des Apparats wird hier nicht mehr darin gesehen, mit seiner Hilfe das Paradies telefonierend vorausahnen zu können. Prousts Interesse hat sich aus dem Bereich des Sakralen in den des Profanen verschoben, von der »wunderbaren Maschine« auf die dem Apparat zuarbeitenden, eine Dienstleistung erbringenden Menschen. Zwar erscheint das Reich, dessen Pforten sie hüten, noch als Jenseits. Doch macht der Eintritt in dieses Reich der körperlosen Stimmen nur noch die Endlichkeit irdischen Daseins bewußt, die Tröstungen einer paradiesischen Jenseitsvorstellung hält es nicht mehr bereit. Niemals zuvor ist infolgedessen dem telefonierenden Marcel seine Großmutter als so verletzlich, als so vollkommen einsam und dem Tod anheimgegeben ins Bewußtsein getreten, wie in jenem Augenblick, in dem er zum ersten Mal ihre Stimme vernimmt, ohne »das, was sie sagte, in der aufgeschlagenen Partitur ihrer Züge [...], unter denen die Augen so viel Gewicht besaßen«⁶, verfolgen zu können.

»Wirkliche Gegenwart einer so nahen Stimme – bei tatsächlicher Trennung! Aber Vorwegnahme auch einer ewigen Trennung! Oft, wenn ich zuhörte, ohne die zu sehen, die von so weither zu mir sprach, schien es mir, als steige diese Stimme aus Tiefen klagend auf, aus denen man niemals wiederkehrt, und ich habe schon damals die Angst an mir erfahren, die eines Tages mich ganz umfassen sollte, wenn eine Stimme (nur sie, die nicht mehr mit einem Leib in Verbindung stand, den ich niemals wiedersehen sollte) auf ähnliche Weise noch einmal an meinem Ohr die Worte flüsterte: Worte, die ich im Vorüberhuschen von Lippen hätte wegküssen mögen, die für immer zu Staub zerfallen sind.«⁷

Dennoch: die Heftigkeit der Emotionen kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich hier bereits im literarischen Umgang mit

5 Proust, Marcel: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Die Welt der Guermantes*. Erster Teil, a. d. Frz. v. E. Rechel-Mertens, Frankfurt/Main 1964, S. 174.

6 Ebd., S. 176.

7 Ebd., S. 175.

dem Apparat die Alltagserfahrung mit der routinierten Inanspruchnahme des Telefons niederschlägt. In *Jean Santeuil* ließ die Faszination durch die Möglichkeit, mit der an einem anderen Ort weilenden Gesprächspartnerin kommunizieren zu können, die schmerzliche Erfahrung von der leiblichen Abwesenheit der anderen gar nicht erst aufkommen. Die allegorisierte Ausdeutung des anderen Orts, an dem sich die Gesprächspartnerin befand, zu dem »ganz anderen« Ort der Toten wurde dort angestoßen von eben dieser durch die »wunderbare Maschine« hervorgerufenen Faszination. In der *Suche nach der verlorenen Zeit* ist die Faszination durch den ungeheuren Kommunikationsraum, den das Telefon eröffnet, bereits verbraucht. Die Reflexionen Marceles werden durch eine Empfindung ausgelöst, die nicht mehr dem Eindruck von den *wunderbaren Eigenschaften* des Apparats geschuldet ist, sondern der schmerzlichen Empfindung von der *Unzulänglichkeit* des Apparats, dem es nicht gelingt, den ganzen Menschen herbeizuschaffen. Nicht mehr der Vergleich mit dem Gespräch von Angesicht zu Angesicht bestimmt die allegorisierte Ausdeutung des Telefonats in der *Suche nach der verlorenen Zeit*. Maßstab ist vielmehr der Vergleich mit dem vorstellbar gewordenen »noch besseren« Apparat, der die Verlustempfindung evoziert.

In der Literatur, die, wo nicht Ewigkeit, so doch zumindest Dauer beansprucht, ruft das gesprochene Wort notwendig das Wissen um die Flüchtigkeit des Augenblicks in Erinnerung. Das Telefonat schärft dieses Bewußtsein. Nachdrücklicher als je zuvor kann in der literarischen Darstellung eines Telefongesprächs das Jetzt des gesprochenen Wortes vom (Erinnerungs-)Ort, der für die Dauer der Ereignisse bürgt, geschieden werden. Indem es die Sprechenden von der Notwendigkeit entbindet, das Hier eines gemeinsamen Ortes zu teilen, rückt es das Jetzt des Gesprächs um so entschiedener in den Blick. In Walter Benjamins *Berliner Kindheit* verdankt sich die Empfindung des Wunderbaren, die sich auch hier des Telefonierenden bemächtigt, wie schon bei Proust, ebenfalls dem Augenblickshaften und Unwiederbringlichen, der Flüchtigkeit des gesprochenen Wortes. Gleichwohl ist der *Grund* für die Empfindung des Wunderbaren ein anderer als in der *Suche nach der verlorenen Zeit*. Die Kategorie des Jenseitigen ist in Benjamins Text nicht mehr von Bedeutung. Das

kindliche Ich erlebt eine ganz und gar diesseitige Art der Überwältigung am Telephon.

»Wenn ich dann, meiner Sinne mit Mühe mächtig, [...], die beiden Hörer, welche das Gewicht von Hanteln hatten, abriß und den Kopf dazwischen preßte, war ich gnadenlos der Stimme ausgeliefert, die da sprach. Nichts war, was die Gewalt, mit der sie auf mich eindrang, milderte. Ohnmächtig litt ich, daß sie mir die Besinnung auf meine Zeit, meinen Vorsatz und meine Pflicht zunichte machte; und wie das Medium der Stimme, die von drüben seiner sich bemächtigt, folgt, ergab ich mich dem ersten besten Vorschlag, der durch das Telephon an mich erging.«⁸

Weder die vermittelnden Damen vom Amt noch der Apparat selbst stellen sich – und sei es auch nur als lästiges Hindernis – zwischen den einsam Hörenden und die auf ihn einwirkende körperlose Stimme. In Benjamins Kindheitserinnerungen wird der Telefonierende selbst durch den Apparat, der doch eigentlich Hilfsmittel der Verständigung sein sollte, zum »Medium«. Ohne der Präsenz des Jetzt etwas entgegensetzen zu können, ist er ganz der Gegenwart ausgeliefert. Nicht die Fähigkeit des Telefons, Leib und Stimme voneinander scheiden zu können, ist dabei für das Gebanntsein durch den Apparat verantwortlich. In der *Berliner Kindheit* ist es nur mehr der *Effekt* dieser inzwischen schon vertrauten Operation, der die Ergebnisheit des Kindes in die Verlautbarungen der fernen Stimme bedingt. Überwältigend ist weder eine als glücklich noch eine als schmerzlich erfahrene Trennung von Leib und Stimme, sondern allein die aus dieser Trennung resultierende, schon als selbstverständlich hingegenommene, zwingende Präsenz der Stimme. Diese aber wird nicht mehr, wie selbst noch in der *Suche nach der verlorenen Zeit*, in den Kontext einer sinngebenden Ausdeutung gestellt. Das Telefonat bei Benjamin ereignet sich als die Erfahrung eines sehr irdischen Geschehens, in dem der passiv Hörende dem aktiv Sprechenden – der über das Jetzt verfügt – unterlegen ist. Allein dies ist es noch, was dem profanen Telefongespräch bei Benjamin seinen »wunderbaren« Charakter verleiht. Die Faszination der Gleichzeitigkeit, die in den Anfangszeiten des Telefons an die Möglichkeit der Verbindung zwischen zwei getrennten Orten –

8 Benjamin, Walter: »Berliner Kindheit um neunzehnhundert«, in: ders.: *Gesammelte Schriften* Bd. VII, 1, hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser, S. 390f., Frankfurt/Main 1989.

also an Ort und Zeit – gebunden war, ist nun, durch die Konzentration auf den ›Augenblick‹, nur mehr an der Kategorie der Zeit interessiert.

II.

Zwar hat sich auch das erste Erstaunen über das von seinem Ort gelöste Jetzt bald verflüchtigt. Bestehen bleibt jedoch das Bewußtsein für die hierarchische Beziehungsstruktur, die zwischen den Telefonierenden, zwischen dem unterlegenen Angerufenen und dem über das ›Jetzt‹ verfügenden Anrufenden, sichtbar wird. Allerdings hat diese Hierarchie jede epiphanische Qualität des überwältigenden ›Augenblicks‹, wie sie noch in Benjamins *Berliner Kindheit* beschworen worden war, eingebüßt. Mit der zunehmenden Gewöhnung an das Telefon als einen alltäglichen Gebrauchsgegenstand stellt es sich nun vielmehr heraus, daß es gerade das Jetzt des Telefonierens ist, das die Kategorie des Ortes wieder wichtig werden läßt. Denn in Erwartung des ersehnten Anrufs sieht sich der unterlegene Gesprächsteilnehmer – nachdrücklicher, als es je die Erwartung eines Briefs erforderte – auf den einen Ort verpflichtet, an dem er jederzeit erreichbar ist. Das Warten auf den Anruf wird zum entscheidenden Moment des Telefonierens in der Literatur,⁹ und dies keineswegs nur in der ›hohen‹ Literatur. In jedem zweiten Schlager, in jedem dritten Trivialroman warten Männer wie Frauen voller Hoffnung auf den erlösenden Anruf des (zurück)kommenden Geliebten. Das im Mittelpunkt der erwarteten Zeit stehende Telefon entwickelt dabei nicht selten ein erstaunliches Eigenleben. »Während er sich mehr oder weniger daran gewöhnt hatte, sie nicht zu sehen«, heißt es etwa bei Ruth Rendell,

»war das Telefon für ihn noch immer ein Problem. Er war, was das Telefon betraf, wirklich neurotisch. Er wollte überhaupt nicht mit ihr reden, und zugleich sehnte er sich danach, ihre Stimme zu hören. Er fürchtete sich davor, daß sie anrief, wußte jedoch, daß sie es nicht tun würde. Wenn die Spannung zwischen Wunsch und Ablehnung in ihm zu groß wurde, nahm

9 Zum Telefon, das die ›den Anruf‹ erwartenden Liebenden an einen Ort bindet, vgl. auch Roland Barthes, *Fragmente einer Sprache der Liebe*, Frankfurt/Main 1984, S. 98.

er den Hörer ab und legte ihn neben den Apparat. Das Telefon ›lebte‹ in dem gräßlichen kleinen Zimmer, [...].¹⁰

Und unheimlicher als die Handlung des Romans – immerhin handelt es sich um einen Kriminalroman, der einige Leichen vorzuweisen hat – erscheint das Eigenleben dieses Apparats:

›Das Telefon hatte etwas Unheimliches, Erschreckendes, Furchtbares an sich. Es kam Gray so vor, als sei der Zauber, der sich vor Urzeiten in Weissagungen manifestiert hatte, in seltsamen Verständigungen über Länder und Meere hinweg, in Seelenverwandtschaften, Beschwörungen und Fetischen, die allein durch die Kraft der Angst töten konnten, jetzt komprimiert und konzentriert in dem kompakten schwarzen Apparat. Ein guter Nachtschlaf konnte von ihm abhängen, glückliche Tage, sein Klingeln konnte ein Leben zerstören oder Jubel auslösen, von der Schwelle des Todes zurückholen, einem verspannten Körper völlige Entspannung bringen. Man konnte seiner Macht nicht enttrinnen. Denn obwohl man ihn unschädlich machen konnte, wie Gray es eben getan hatte, war er nicht wirklich geknebelt. Er behielt immer seine letzte, geheime Waffe, den Schrei – den langgezogenen, immer lauter werdenden Schrei eines gefangenen, aber immer noch gefährlichen Tieres.«¹¹

Das Telefon in der Trivilliteratur und in den Schlagertexten ist mehr als nur das Medium einer möglichen Kontaktaufnahme mit der oder dem abwesenden Geliebten. Es ist magischer Gegenstand, Inbegriff der Verbindung mit der geliebten Person, die sich über den Apparat herstellen läßt. Ist die Liebe des Gegenübers verfliegen, so übertrifft das Telefon schließlich sogar in seiner sozialen Kompetenz die geliebte Person, die es repräsentiert. Es ist so, wie der oder die Geliebte gewünscht wird: nicht irgendwo unterwegs, sondern hier, nicht abwesend, sondern jetzt sofort und immer wieder ansprechbar.

All diese gängigen Telefon-Motive werden von Ingeborg Bachmann mit ihrem Roman *Malina* aus der Trivilliteratur in die ›hohe‹ Literatur überführt. *Malina* erzählt die zu der ›letzten Liebesgeschichte‹ stilisierte Liebe des weiblichen Ichs zu dem Mann Ivan, zu ›dem Geliebten‹ schlechthin. So wie das Telefon in der Wohnung des Ich als Ersatz für den abwesenden Geliebten dient, wird umgekehrt das Telefon in dessen Wohnung als Botschafter der eigenen Person imaginiert.

10 Rendell, Ruth: *Flucht ist kein Entkommen*, a. d. Engl. v. Edith Walter, Reinbek 1985, S. 12.

11 Ebd., S. 62.

»Ich weiß, daß niemand antworten kann, aber es kommt mir darauf nicht an, nur daß es bei Ivan läutet, in der abgedunkelten Wohnung, und da ich weiß, wo sein Telephon steht, soll das Läuten von dort aus allem, was Ivan gehört, sagen: ich bin es, ich rufe an. Und der schwere tiefe Sessel wird es hören, in dem er gerne sitzt und plötzlich auch einschläft für fünf Minuten, und die Schränke und die Lampe, unter der wir miteinander liegen, und seine Hemden und Anzüge und die Wäsche, die er auf den Boden geworfen haben wird, damit Frau Agnes weiß, was sie in die Wäscherei bringen muß. Seit ich diese Nummer wählen kann, nimmt mein Leben endlich keinen Verlauf mehr, ich gerate nicht mehr unter die Räder, ich komme nicht in ausweglose Schwierigkeiten, nicht mehr vorwärts und nicht vom Weg ab, da ich den Atem anhalte, die Zeit aufhalte und telefoniere und rauche und warte.«¹²

Doch auch in *Malina* ändern sich die Zeiten, und das Telefon verwandelt sich in eine tödliche Waffe. Ihr entströmen hoffnungsverneinende Worte, auf die der ›Schuß‹ folgt, wenn auf der Gegenseite die Gabel niedergedrückt wird. »Ivan hat also keine Zeit, und der Hörer fühlt sich eiskalt an, nicht aus Plastik, aus Metall, und rutscht hinauf zu meiner Schläfe, denn ich höre, wie er einhängt, und ich wollte, dieses Geräusch wäre ein Schuß, kurz, schnell, damit es zu Ende sei, ich möchte nicht, daß Ivan heute so ist und daß es immer so ist, ich möchte ein Ende.«¹³ Dem Telefon-Motiv scheint in Bachmanns Roman eine zentrale Bedeutung zuzukommen. Doch im Unterschied zur Verwendung des Motivs in der Trivilliteratur unterscheidet sich in Bachmanns Roman das Telefon durch sein Eigenleben nicht grundsätzlich von den übrigen Gegenständen, die den Geliebten repräsentieren; *alle* Besitztümer des Geliebten sind hier von seiner Gegenwärtigkeit erfüllt. Von entscheidender Bedeutung für den Roman ist daher weniger das Telefon-Motiv als vielmehr die Telefongespräche. Und so entstehen bald schon nach der ersten Bekanntschaft des weiblichen Ich mit Ivan in den Gesprächen mit ihm die »Telefonsätze« als eine eigene literarische Gattung. Es sind die wichtigsten unter den Sätzen, mit denen sich die Liebenden notgedrungen zu verständigen haben, wenn sie mit ihren Gesten und rituellen Handlungen – der ›eigentlichen‹ Liebessprache – nicht mehr weiterkommen.

12 Bachmann, Ingeborg, *Malina*, »Todesarten«-Projekt, Bd. 3.1., hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche, München 1995, S. 300f.

13 Ebd., S. 320f.

»Immerhin haben wir uns ein paar erste Gruppen von Sätzen erobert, törichten Satzanfängen, Halbsätzen, Satzenden, von der Gloriole gegenseitiger Nachsicht umgeben, und die meisten Sätze sind bisher unter den Telefonsätzen zu finden.«¹⁴

Entscheidend für die Liebesgeschichte, die in *Malina* erzählt wird, ist auch hier wieder das asymmetrische Verhältnis der Liebenden zueinander. Auch hier findet sich die Konstellation der an einen Ort gebundenen Wartenden und des an keinen Ort gebundenen erwarteten Anrufers, die der verfügbaren Liebenden und des verfügbenden Geliebten. Doch das weibliche Ich in Bachmanns *Malina* erfährt – wie all die anderen Wartenden in der Trivialliteratur auch – die Zeit des Wartens nicht als sinnlos vertane Zeit, sondern als die gefüllte Zeit der Er-Wartung des »Anrufs«. Es ist diese Bereitschaft zu warten und auszuharren, die alle telefonierenden Liebenden in der Literatur (und vermutlich: nicht nur dort) auszeichnet; wer zu tun hat und herumreist, liebt nicht – oder doch zumindest: nicht genug.

Mit den Schwierigkeiten, die beim Herstellen einer Telefonverbindung zu gewärtigen sind, hat sich stets der hierarchisch niedriger stehende Gesprächspartner auseinanderzusetzen. Das gilt nicht nur für Liebespaare. Es gilt für Befehls- und Weisungsempfänger jeder Art. Nicht die seelische Gebundenheit an eine Person steht dann im Zentrum der traurigen Geschichten von den nicht zustande kommenden Verbindungen, sondern die funktional begründete Abhängigkeit vom Vorgesetzten. Das Telefongespräch in der Literatur – ob komisch wie bei Karl Valentin oder weniger komisch bei Franz Kafka – steigert die Unnahbarkeit des überlegenen Gesprächspartners durch seine Unsichtbarkeit. Nicht selten potenziert in der Literatur erst das Telefonat das Gegenüber zu einer bedrohlichen, weil un(über)schaubaren Institution, ausgestattet mit einer Reihe von gesichtslosen Gesprächspartnern. So verwendet Kafka den Akt des Telefonierens, um das hierarchische Gefälle zwischen dem Landvermesser Herrn K. und dem Inbegriff einer Institution überhaupt, dem *Schloß*, zu beschreiben. Wieder und wieder versucht Kafkas Protagonist, nachdem er bereits schon an den Ort, an dem sich das Schloß befindet, gereist ist, eine telefonische Verbindung zum Schloß herzustellen. Zwar wird dort ständig telefoniert, ab und zu ergeht auch ein Anruf von

¹⁴ Ebd., S. 311.

dort nach draußen. Doch zeigt es sich bald, daß es unmöglich ist, von draußen telefonisch zum Schloß Kontakt aufzunehmen. Alles, was dem Fernsprechteilnehmer entgegenklingt, sind unverständliche Geräusche, die von einer regen Kommunikationstätigkeit künden, von der er ausgeschlossen bleibt.

»Aus der Hörmuschel kam ein Summen, wie K. es sonst beim Telephonieren nie gehört hatte. Es war wie wenn sich aus dem Summen zahlloser kindlicher Stimmen – aber auch dieses Summen war keines, sondern war Gesang fernster, allerfernster Stimmen – wie wenn sich aus dem Summen in einer geradezu unmöglichen Weise eine einzige hohe aber starke Stimme bilde, die an das Ohr schlug, so wie wenn sie fordere tiefer einzudringen als nur in das armselige Gehör. K. horchte ohne zu telephonieren, den linken Arm hatte er auf das Telephonpult gestützt und horchte so.«¹⁵

Das Pathos, das in der Formulierung von den »fernen und allerfernsten Stimmen« mitschwingt, erinnert an die wunderbaren Fähigkeiten, wie sie dem Telefon in der Literatur einst zugeschrieben wurden. Über das Hören der fernen Stimme kann die Vorahnung einer paradisischen, zumindest aber die Ahnung einer anderen Welt erfahren werden. Anders jedoch als einst ist der Lauschende durch den Akt des Telefonierens nicht auch zugleich – und sei es nur für einen kurzen Augenblick – Teil dieser anderen Welt. Vielmehr vermittelt ihm die sinnliche Wahrnehmung des Gesangs die Erkenntnis, daß er aus dieser anderen Welt ausgeschlossen ist und bleiben wird.¹⁶ Später wird K. noch einmal ausdrücklich über die Nutzlosigkeit seiner Versuche, eine Verbindung zum Schloß aufzunehmen, belehrt werden.

»[...] Im Schloß funktioniert das Telephon offenbar ausgezeichnet; wie man mir erzählt hat, wird dort ununterbrochen telephoniert, was natürlich das Arbeiten sehr beschleunigt. Dieses ununterbrochene Telephonieren hören wir in den hiesigen Telephonen als Rauschen und Gesang, das haben

15 Kafka, Franz: *Das Schloß*, in der Fassung der Handschrift hg. v. Malcolm Pasley, Frankfurt/Main 1982, S. [36].

16 Die Formulierung vom Gesang, der von einer »ganz anderen« Welt kündigt, aus der sich der gewöhnliche Sterbliche ausgeschlossen weiß, erinnert an Kafkas kurze Erzählung vom *Schweigen der Sirenen*. Hier steht der Gesang der Sirenen für die Welt »der Kunst«, die als verheißungsvolle und zugleich äußerst bedrohliche Verlockung erscheint. Im *Schweigen der Sirenen* ist die Metaphorik insofern zugespitzt, als die Parabel offenläßt, ob die Sirenen überhaupt singen – im Gegensatz zum *Schloß*, in dem K. den Gesang, der »tiefer einzudringen [fordert] als nur in das armselige Gehör«, immerhin hören, also »empirisch belegen« kann.

Sie gewiß auch gehört. Nun ist aber dieses Rauschen und dieser Gesang das einzig Richtige und Vertrauenswürdige, was uns die hiesigen Telephone übermitteln, alles andere ist trügerisch. Es gibt keine bestimmte telephonische Verbindung mit dem Schloß, keine Zentralstelle, welche unsere Anrufe weiterleitet; wenn man von hier aus jemanden im Schloß anruft, läutet es dort bei allen Apparaten der untersten Abteilung oder vielmehr würde es bei allen läuten, wenn nicht, wie ich bestimmt weiß, bei fast allen dieses Läutwerk abgestellt wäre. Hie und da aber hat ein übermüdeter Beamter das Bedürfnis, sich ein wenig zu zerstreuen – besonders am Abend oder bei Nacht –, und schaltet das Läutwerk ein, dann bekommen wir Antwort, allerdings eine Antwort, die nichts ist als Scherz. Es ist das ja auch sehr verständlich. Wer darf denn Anspruch erheben, wegen seiner privaten kleinen Sorgen mitten in die wichtigsten und immer rasend vor sich gehenden Arbeiten hineinzuläuten. [...].¹⁷

Der Versuch, mit Hilfe des Telefons die Verbindung zu einer ›göttlichen‹ Institution aufzunehmen, zu der es nicht – höchstens mit Hilfe des Telefons, und oft nicht einmal dies – vorzudringen gelingt, hat auch eine komische Seite. Mehr als jeder andere Apparat hat das Telefon inzwischen längst schon seine Kabarettauglichkeit unter Beweis gestellt. Vermutlich der bekannteste Vorläufer aller tragikomischen Gestalten auf ihrem telefonischen Gang durch die Institutionen – und durchaus verwandt mit Kafkas Landvermesser – ist Karl Valentins *Buchbinder Wanninger*. In der Baufirma Meisel & Co. wird er mit seiner Botschaft so lange von einer Abteilung in die andere weitergeleitet, bis er, endlich an der zuständigen Stelle angelangt, sich sagen lassen muß, nun sei Dienstschluß, er möge doch am nächsten Tag wieder anrufen.¹⁸ Auch er bleibt von der regen und überaus wichtigen Kommunikationstätigkeit der Institution, auf die er doch zugleich angewiesen ist, ausgeschlossen. In einem anderen Telefon-Dialog kommt bei Valentin, wie in Kafkas Roman *Das Schloß*, noch ein weiterer wesentlicher Aspekt hinzu, den es in der Rede über das ›exklusive Telefonat‹ zu bedenken gilt. Dem Telefongespräch nämlich kommt nur deshalb eine so außerordentliche Bedeutung zu, weil das von Angesicht zu Angesicht geführte Gespräch sein Image verloren hat. Das unmittelbar geführte Gespräch kann im Zeitalter des Telefons nicht mehr die angemessene Kommunikations-

17 Ebd., S. [116].

18 Valentin, Karl: ›Telefon-Schmerzen [Buchbinder Wanninger]‹ (1940). In: ders.: *Sämtliche Werke* Bd. 4., *Dialoge*, hg. v. Manfred Faust u. Andreas Hohenadl, München 1996, S. 90-92.

form zweier gleichberechtigter Kommunikationspartner sein. Es ist nur mehr die Begegnung einer wichtigen Person mit einer weniger wichtigen Person, mit einer Person, die es sich noch leisten kann, zu einem festgesetzten Ort zu reisen, um dort für die Dauer des Gesprächs keinen anderen Geschäften als eben diesem einen Gespräch nachzugehen. Anders als in den telefonischen Liebesgesprächen, die immer nur der schlechtere Ersatz für die eigentlich gewünschte leibliche Anwesenheit der oder des Geliebten sein können, ersetzt und diskreditiert im beruflichen Bereich das fernmündliche Gespräch das unmittelbar geführte. Nicht zuletzt das Mithören von fremden Telefonaten führt dem unterlegenen, (ab)wartenden Gesprächsteilnehmer nun vor Augen, daß seine Zeit nur noch die leere Zeit des Wartens – und nicht die erfüllte Zeit der Erwartung – ist. Und verfügt sein Gegenüber zwar auch seinerseits nicht über die erfüllte Zeit der Liebenden, die auf den Anruf warten, so doch immerhin über die gefüllte Zeit des Beschäftigten. Bei Karl Valentin reißt schließlich dem Wartenden die Geduld. Nachdem es sich als unmöglich erwiesen hat, mit dem vielgefragten Gegenüber, der ununterbrochen Telefonate entgegennimmt, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen, entschließt sich der Mann – schließlich hat auch er keine Zeit! – unverrichteter Dinge zum Aufbruch. Das Versprechen seines Gegenübers, er sei gleich zu einem Gespräch bereit, kann den Mann nicht mehr zurückhalten. Denn in der Zwischenzeit hat auch er begriffen, daß das Gespräch von Angesicht zu Angesicht nicht mehr der erfolversprechende Weg zwischenmenschlicher Verständigung sein kann. Und so kündigt er, schon in Hut und Mantel, an: »Na, wir machens a so wie de andern a – mir telefoniern's eahna!«¹⁹

19 Valentin, Karl: »Beim Rechtsanwalt«, in: ders.: *Sämtliche Werke* Bd. 5. *Stücke*, hg. v. Manfred Faust u. Stefan Henze in Zus.arbeit m. Andreas Hohanadl, München 1997, S. 224-233.

III.

Die literarische Darstellung des Telefongesprächs muß nicht dialogisch erfolgen. Im Gegenteil: Oftmals wird die Inszenierung des Telefonierens wie des Telefonats in der Literatur als Möglichkeit genutzt, nur *eine* Seite des Gesprächs wiederzugeben. Für das Telefonat bedeutet dies, daß die Rede des Gegenübers durch den antwortenden Monolog erschlossen werden muß, der abwesende Gesprächspartner fungiert als Stichwortgeber. Die Lektürearbeit des Lückenfüllens, wie sie der nur monologisch vorgeführte Dialog verlangt, erzeugt Komik. Sie funktioniert auch dann, wenn nur die *Form* des Literatur gewordenen Telefonats gewählt wird – also ohne unbedingt ein ›tatsächlich‹ stattfindendes Telefongespräch wiederzugeben. Tucholskys *Wendriner-* und *Lottchen-*Geschichten beispielsweise beziehen einen entscheidenden Teil ihrer Komik aus eben dieser monologischen Darstellung von Dialogen. Doch sind die ausgelassenen Zwischenfragen bei Tucholsky – und das hebt seine monologischen Dialoge, unter denen sich eine ganze Reihe von Telefongeschichten befinden, von der üblichen Verwendung des Telefonats im Kabarett ab – mehr als nur Stichwortgeber, deren Erschließung den wahren (komischen) Sachverhalt ans Tageslicht bringt. In der impliziten Aufforderung an die Lesenden, seine monologischen Texte zu Dialogen zu vervollständigen, läßt Tucholsky vielmehr eine Komik entstehen, die in der Gesprächsführung selbst liegt. So steht, wenn Tucholsky seine Figuren sprechen läßt, nicht die sich nach und nach enthüllende Geschichte im Mittelpunkt – denn die ist in der Regel bald heraus –, sondern die Art und Weise des Erzählens. Das komische Moment liegt in dem stockenden Gesprächsverlauf, in der Mischung aus halb freiwilligem Erzählen und halb widerwillig gegebenen Antworten. Wenn Tucholsky etwa sein Lottchen die (dem Fragenden offenkundig längst schon zugetragene) Wahrheit über die Existenz eines zwischenzeitlichen Geliebten beichten läßt, dann klingt das so:

»Es ist ein fremder Hauch auf mir? Was soll das heißen – es ist ein fremder Hauch auf mir? Auf mir ist kein fremder Hauch. Gib mal'n Kuß auf Lottchen. In den ganzen vier Wochen, wo du in der Schweiz gewesen bist, hat mir keiner einen Kuß gegeben. Hier war nichts. [...] ... Nur ein paar Mal im Theater. Nein, billige Plätze – na, das eine Mal in der Loge... Woher weißt du denn das? Wer hat dir das erzählt? Na ja, das waren Plätze...

durch Beziehungen... Natürlich war ich da mit einem Mann. Na soll ich vielleicht mit einer Krankenschwester ins Theater... [...] Ich dachte nur I, dachte ich – wie ich ihn gesehen habe... Ich habe schon das erstmal gewußt, wie ich ihn gesehen habe – aber es war ja nichts. Nach dem Theater. Dann noch zwei Wochen lang. Nein. Ja. Nur Rosen und zweimal Konfekt und den kleinen Löwen aus Speckstein. Nein. Ich ihm meinen Haustürschlüssel? Bist wohl...! Ich hab ihm meinen Haustürschlüssel doch nicht gegeben! Ich werde doch einem fremden Mann meinen Haustürschlüssel nicht geben...! Da bring ich ihn lieber runter.«²⁰

Nicht der zu erschließende Tathergang steht im Zentrum von Tucholskys *Lottchen*-Geschichte, sondern der Gesprächsverlauf, der auf ein Gegenüber angewiesen ist. Erst dessen unberechenbare Einwürfe enthüllen das ›eigentlich‹ Interessante, das hinter der vordergründig erzählten Geschichte zum Vorschein kommt: durch Sprach- und Denkkonventionen verstellte Gedankengänge, unbesprechbare Geschehnisse, die eine strategische Gesprächsführung erfordern. In der überraschten Gegenrede erst ergibt sich für einen kurzen Augenblick eine ›wahre Rede‹ über das ›eigentlich‹ Gedachte und Geschehene. Dabei findet sich in dieser Art der ›telefonischen Figurenrede‹ ebensowenig ein Wahrheitspathos wie eine epiphanische Qualitäten beanspruchende Beschwörung des Augenblicks. Es kommt hier vielmehr der handwerkliche Aspekt eines Erzählverfahrens zum Vorschein, das an den Verwicklungen von unausgesprochenen Gedankengängen ebenso interessiert ist wie an den Irrungen und Wirrungen zwischenmenschlicher Kommunikation. Es ist angewiesen auf den Augenblick der Überraschung. Im literarisch fingierten mündlichen Gespräch kann dieses Überraschungsmoment inszeniert werden. Seine eigene literarische Qualität erhält dieses Erzählverfahren jedoch erst in der Gestaltungsweise des monologischen Dialogs, die seine melancholische Komik von der schnellen, unmittelbar sich ergebenden Pointe im dialogisch wiedergegebenen Gespräch unterscheidet.

So wie der Akt des Telefonierens in der Literatur lebt auch das erzählte Telefonat aus der Ambivalenz von Komik und Pathos. Auch das Angewiesensein auf ein zuhörendes und fragendes Gegenüber als ein poetisches Verfahren zur Erzeugung von Komik

²⁰ Tucholsky, Kurt: »Lottchen beichtet 1 Geliebten« (1931), in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 9, hg. v. Mary Gerold-Tucholsky u. Fritz Raddatz, Reinbek, S. 116f.

hat – wie die Telefonate mit den unüberschaubaren Institutionen bei Valentin und Kafka – sein pathetisches Pendant. *Malina* ist der Roman, in dem dieses Pathos ausdrücklich formuliert wird. Denn auch Bachmann gibt in den Telefonsätzen, die das Ich mit Ivan in *Malina* entwickelt, keine Dialoge wieder, sondern nur die Fragen und Antworten des Ichs, mit denen es auf die unhörbare Gegenrede des Geliebten reagiert. Diese »unvollständige« Darstellung der Telefongespräche in *Malina* verleiht ihnen die literarische Form der Anbetung. So findet sich das Ich folgerichtig kniend

»auf dem Boden vor dem Telefon«, und es hofft, »daß auch Malina mich nie überrascht in dieser Stellung, auch er soll nie sehen, wie ich niederfalle vor dem Telefon, wie ein Moslem auf seinem Teppich, die Stirn auf den Parkettboden gedrückt«²¹.

Das gebetsförmige Telefonat in Bachmanns Roman *Malina* spiegelt die Kommunikation zwischen den Liebenden wieder, die gelingende ebenso wie die zunehmend mißlingende Kommunikation. Nicht das Modell von Rede und Gegenrede ist in *Malina* das Idealmodell von zwischenmenschlicher Kommunikation, sondern die wechselseitige »Anrufung« der oder des Geliebten. Neben dem Austausch von Gesten und dem Vollzug ritueller Handlungen, die sich jenseits der Sprache ereignen, erscheint das Reden auf die (geliebte) Andere, auf den (geliebten) Anderen zu als die einzig mögliche und wünschenswerte Form einer sprachlichen Verständigung. So wird es zum sehnlichsten Wunsch des Ich in *Malina*, für den Geliebten Ivan ein wunderbares Buch schreiben zu können, das sein wird wie

»EXSULTATE JUBILATE. Wenn es dieses Buch geben sollte, und eines Tages wird es das geben müssen, wird man sich vor Freude auf den Boden werfen, bloß weil man eine Seite daraus gelesen hat, man wird einen Luftsprung tun, es wird einem geholfen sein, man liest weiter und beißt sich in die Hand, um vor Freude nicht laut aufschreien zu müssen, es ist kaum auszuhalten, [. . .], man beugt sich, ganz schwindelfrei, aus dem Fenster und schreit: Hört nur, hört! Schaut nur, schaut! Ich habe etwas Wunderbares gelesen, darf ich es euch vorlesen, kommt näher alle, es ist zu wunderbar!«²²

In ihrer monologischen Erscheinungsform dem »unvollständigen«, »einseitigen« Telefongespräch gleich, »ruft« die Literatur ihre

²¹ Bachmann, S. 318f.

²² Ebd., S. 336f.

Leserinnen und Leser ›an‹. Sie tritt in den ihr eigenen, in ihren monologischen Dialog mit der Welt. »Mein Roman«, so formuliert es (wenn auch ganz ohne Seitenblick auf das Telefon) Imre Kertész in seinem Roman *Fiasko*,

»ist nichts als eine Antwort auf die Welt – anscheinend die einzige Art von Antwort, die ich geben kann. An wen auch sollte ich diese Antwort richten, wenn Gott – wie uns bekannt – tot ist? An Nichts, an unbekannte Mitmenschen, an die Welt. Es ist kein Gebet daraus geworden, sondern ein Roman.«²³

In diesem Sinne ist der monologische Dialog des literarischen Telefonats Sinnbild der Literatur in einer säkularen Welt. Die außergewöhnliche, seinen Allegorisierungspotentialen geschuldete Vorliebe aber, welche die Literatur einst für den ›wunderbaren Telefonapparat‹ und seine ›paradiesischen Botschaften‹ hegte, ging darüber nicht verloren. Sie bleibt aufgehoben in der Gebetsförmigkeit des Telefonats.

»Solange das Telefon, auch wenn wir unterbrechen müssen, wieder läutet, schrillt, klingelt, wütet, um einen Ton zu laut manchmal und um einige zu leise, wenn man den Eisschrank zuwirft, das Grammophon oder das Badewasser laufen läßt, oder aber wenn es jedoch ruft, und wer weiß schon, was ein Telefon tut und wie seine Ausbrüche zu nennen sind? Solange es mir jedoch seine Stimme zukommen läßt, ob wir nun einander verstehen, kaum verstehen oder gar nicht mehr, weil das Wiener Telefonnetz für Minuten zusammenbricht, ist mir alles gleichgültig, auch was er mir zu sagen hat, so voller Erwartung, am Aufleben, am Ableben, fange ich wieder an mit ›Hallo?‹. Nur Ivan weiß das nicht, er ruft an oder er ruft nicht an, er ruft doch an.«²⁴

Wenn Tucholsky den Herrn Wendriner von seiner letzten Urlaubsreise in Frankreich berichten läßt, dann speist sich die Komik der Szene aus der Gegenfrage, die zwar nicht in den Text aufgenommen wird, auf die der Herr Wendriner aber reagiert: »›Na, und am nächsten Morgen sind wir dann los. Da hab ich meiner Frau mal Paris gezeigt. Nee, ich war vorher noch nicht da. Na also, die Buhlewers – ein faabelhafter Autoverkehr, na, unerhört.«²⁵

23 Kertész, Imre: *Fiasko*, a. d. Ungar. v. György Buda u. Agnes Relle, Berlin 1999, (ungar. Originalfassung 1988), S. 114.

24 Ebd., S. 318f.

25 Tucholsky, Kurt: »Herr Wendriner in Paris« (1926), in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 4, hg. v. Mary Gerold-Tucholsky u. Fritz Raddatz, Reinbek 1960, S. 431.